

Nr. 243. Bromberg, den 21. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

12. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Ein Viertel nach sieben tritt sie auf die Straße. Der Zug der Kontorangestellten schiebt sich dem Hauptbahnhof und der Untergrundbahn zu. Er strömt aus allen Türen. Alle haben es eilig. Das Tempo dieser Stadt fesselt sie immer wieder. Vom Zollkanal her pfeifen noch Schlepper und Barkassen. Ganz gedämpft klingeln Eisenhämmer von der Vulkanwerft herüber. Nachtschicht. Konkurrenzkampf. Leben, fühlt Susanne. Zu dem sie auch gehört. Ebenso wie Vera mit der hübschen, poetischen Umschreibung ihres Telegrammnetzes um die Erde . . .

Ein Mietsauto hält an der nächsten Ecke, drinnen klopft jemand an die Scheibe. Petersens Burgundergesicht ist einen Moment sichtbar.

Ach, er hat Angst. Vor seinen Angestellten, die er bezahlt. Sie verzieht den Mund. Die Sache macht ihr auf einmal keinen Spaß mehr. Aber sie geht doch hin. Das Auto rollt zur Libelle.

Petersen, der hin und wieder wagt, ihre Hand zu tätscheln, worüber sie lacht, erfährt an diesem Abend „ihre Geschichte". Die Verarmung. Den Umschwung. Nur über das Hüttenwerk läßt sie ihn im Dunkeln. Diese Kaufleute sind zu gut orientiert. Aber Petersen trinkt reichlich Sekt und paßt nicht mehr so genau auf. Er verzieht auf die lustige Art, die ihr sofort an ihm gefallen hat auf dem Rennplatze, sein dickes Gesicht. Armes Kind! Welch ein Schicksal!

Susanne bemüht sich, einige Minuten ein leidendes Gesicht zu machen. Aber es dauert nicht lange, denn nach dem Abendessen kommen gute Tänzer, die sie holen, und Petersen gönnt ihr gutherzig und geschmeichelt das Vergnügen.

Nachts, als er sie nach Hause fährt, versucht er ihren Arm zu streicheln. Der dünne Crepe de Chine vermittelt die Wärme seiner feisten, heißen Hand, und Susanne zuckt zusammen. Sie sieht schräg an ihm hoch, so daß der dicke Mann erschrickt. Armes kleines Küken. Er will es nicht ängstigen.

Zwei Tage später führen die drei Kolleginnen morgens ein Gespräch, das sogar lebhaft ist, wie Susanne es noch nie erlebt hat. Sie brechen es auch nicht ab, als sie durch das Schreibzimmer geht. Sie hört etwas von Kokotten und Tanzlokalen. Während sie im gemeinsamen Garderobenraum ihren Hut ablegt, hört sie auch das Wort Libelle. Das Lokal, wo sie mit Petersen war, hieß Libelle. Aber die Vorstellung, daß die drei Unfreundlichen, Giftigen dieses Lokal kennen sollten, kommt ihr lächerlich vor. Sie bemerkt nicht, daß ihr Gruß nicht erwidert wird.

Aufregung im Gänsestall. Sie lächelt und geht in ihr kleines Zimmer.

Petersen diktiert heute so spät! Ob er viel ausgeht, der alte Herr? Er hatte Ähnlichkeit mit Baron Schenck, als er so sachkundig den Mosel prüfte und kaute. Baron Schenck und „Lard and fatbacks"! Im Grunde sind sich die Menschen recht ähnlich, findet Susanne. Nur daß dieser Fünfziger für sein Behagen und seinen Rotspon arbeiten muß, während der andere seine drei Güter mit ihrer Arbeit Verwaltern überläßt. Er hat sich tadellos benommen, der dicke Herr Petersen, Susanne weiß eigentlich nicht, warum man so viel von Exklusivität und guter Gesellschaft faselt.

Sie holt ihren Taschenspiegel heraus und betrachtet aufmerksam ihr Gesicht. Seidig ist die Haut noch immer, nur zu fahl. Es macht sich geltend, daß sie zu wenig in freier Luft ist. Das Reiten kann sie sich aber wirklich nicht mehr leisten. Petersen gibt ihr nur hundertachzig. Aber dafür kostet das Zimmer weniger. Fünfzig Mark monatlich. Und bei Jalant ißt man auch ganz gut, jedenfalls nicht schlechter als in der Pension Rollin. Morgen will Maura zum Tee kommen, da muß sie Kuchen besorgen, Whisky, Salate, Zigaretten, die Abdulla sind schon wieder zu Ende . . .

Während Susanne so auf ihr Diktat wartet, wiegt Petersen in seinem Kontor den schweren Kopf bedrückt hin und her. Der Besucher vor ihm konstatiert befriedigt den Eindruck dessen, was er ihm soeben auseinandergesetzt hat. Als er keine Antwort bekommt, fängt er noch einmal an:

„Ihre Frau versteht in diesen Dingen keinen Spaß, Petersen. Und Sie sind ein Pechvogel. Warum mußte gerade Ihr Schwager Sie da sehen? Ich würde das nicht wiederholen. — Übrigens sieht das Mädchen zu auffallend aus. Glaubt Ihnen kein Mensch, daß Sie die hier im Kontor haben. Sankt Pauli, Alkazar oder noch Schlimmeres."

Petersen fährt auf, seine dicken Hände rudern aufgeregt in der Luft herum. „Das ist hirnverbrannter Unsinn! Sie ist eine Dame aus guter Familie, Geld verloren, gezwungen zu verdienen! Ihr habt keine Augen im Kopf! — Ganz hirnverbrannter Unsinn!"

„Na ja, meinetwegen! — Aber mit solchem Schopf läuft doch keine Kontoristin herum. Dabei immer wie aus einem Modesalon gestiegen."

„Sie hat natürlich die alten Fahnen noch!"

„Alte Fahnen nennen Sie das, Petersen? — Na, die werden Ihre andern Mädels wohl anders bezeichnen. An der Börse wird erzählt, Sie hätten sich ein kostspieliges Verhältnis zugelegt. Wissen ja, solche Sachen sprechen sich wie ein Lauffeuer herum. Die Börse ist das schlimmste Klatschlokal in der ganzen Stadt. — Ist mir ja auch egal, ich gönn sie Ihnen, — aber mit Ihrer Frau wollen Sie sich doch nicht überwerfen!"

„Nee —!" Petersen stützt mit dem kurzen Arm den Kopf auf. Das will er nicht. Auf keinen Fall. Es ist wie verhext: einmal nimmt er das Mädel mit, weil er sieht, wie es sich quält um das bißchen Schreiben, und sofort ist ein Stunk und Skandal im Gang, wie man ihn sich nicht fataler denken kann.

Der Besucher steht auf. Petersen kommt schwerfällig hoch. „Sie haben recht, Martens. Ich muß mich wohl noch

bei Ihnen bedanken. Der Teufel soll die ganze Gesellschaft holen. Das Mädel mit. — Kommen Sie heute zu Falant zum Essen?"

Martens nickt. „A propos, Falant. Da ißt sie auch."

„Wer?"

„Die Rote, Ihr neues Fräulein. Jeden Mittag. Haben Sie schon mal erlebt, daß ein Schreibfräulein bei Falant essen kann? Ich nicht. Guten Morgen."

Peterson antwortet nicht. Möglicherweise ist etwas daran, was Martens andeutet. Vielleicht hat sie ihm einen netten Bären aufgebunden mit ihrer romantischen Verarmungsgeschichte, er ist ja dumm genug, einem jungen Mädel alles zu glauben —

F. C. Petersen diktiert heute nicht. Susanne hat den ganzen Tag nichts zu tun. Wie Blei senkt sich das Warten auf sie herunter. Draußen klappern die Maschinen. Es wird Mittag und schließlich, nach einem selbstmörderisch langweiligen Nachmittag, auch Abend.

Um halb neun kommt Maura zum Tee. Er bringt ihr ein paar Bücher, die er gekauft hat, lauter Erzählungen, in denen die Leute entweder Amateureinbrecher oder Millionäre sind oder zum mindesten mit Millionenobjekten spekulieren. Diese Bücher interessieren Susanne nicht.

Es zeigt sich überhaupt, daß man mit Maura am Teetisch nicht plaudern kann. Maura ist gut am Volant eines Wagens, auf dem Rennplatz, im Rudel seiner jungen Freunde. Hier versagt er völlig. So oft er in ein seichtes Wässerchen vergnügter Redensarten gleiten will, reißt Susanne ihn zurück. Denkt sie, daß er zu einem solchen Mädel kommt, um zu philosophieren? Was geht es sie denn an, ob ein neues Serum gegen Tuberkulose erfunden worden ist, und ob die Bevölkerung in den Indianer-Reservationen ausstirbt?

Ihn geht es nichts an. Er will seinen Kopf mit diesen Fragen nicht belasten. Er tut seine Pflicht bei Schmidt Söhne, er kennt den Reismarkt, die Baumwollpreise, den Zinsfuß für ausgeliehenes Geld: mit einer pikanten Frau will er aber eine andere Unterhaltung führen.

Es wird ein Abend voller Enttäuschungen auf beiden Seiten. Als Maura um halb elf sich verabschiedet, sagt er ihr, daß er für einige Monate nach Amsterdam fahren wird. Sie stehen bei seiner Eröffnung schon auf dem Flur. Hinter der Küchentür bewegt sich beständig die Hausfrau und lugt durch den Spalt. Susanne stampft mit dem Fuß auf.

„Wann kommen Sie von Amsterdam zurück, Maura?" fragt sie mit mattem Interesse.

„Noch ungewiß, Susannchen. In zwei Monaten vielleicht. Vielleicht muß ich aber auch für meinen Vater nach Havanna fahren. Also sehr ungewiß — —"

Susanne merkt, daß er an ihr vorbeisieht bei seiner Antwort, und hat plötzlich verstanden. Ihre Mundwinkel spielen spöttisch.

„Also unterhalten Sie sich gut unterwegs, Maura. Es war nett mit Ihnen."

Maura beugt sich über ihre Hand und geht.

Susanne räumt selbst die Gläser, den Whisky, die Kuchen und Zigaretten fort. Der Gedanke, daß die Frau, die immer durch den Türspalt lugte, jetzt hier hereinkommt und sie aushorchen will, ist ihr unerträglich.

Dann liegt sie im Bett und kann nicht einschlafen. Sie hat einen Freund weniger. Aber es ist kein Freund gewesen. Er hat wohl von einem Tête-à-tête geträumt, der gute Maura.

Sollte sie dafür bezahlen, daß er ihr die beiden Stellungen besorgt hat? War es so gemeint?

Sie lächelt böse in die Dunkelheit hinein.

Sie hätte sich die Adresse von der kleinen Bach und diesem Jo Kohlschreiber geben lassen sollen. Wie soll sie die beiden in der großen Stadt finden? Im Adreßbuch stehen sie ja nicht.

Jo Kohlschreiber wäre ein Freund. Und Vera die Kameradin, die sie haben möchte.

Sie malt sich aus, daß sie die beiden eines Tages findet und schläft mit dieser Vorstellung endlich ein. —

Am nächsten Tag diktiert Herr Petersen wieder. Aber er sagt nur kurz „guten Morgen", als Susanne in sein Zimmer kommt, und sitzt götzenhaft still und steif, während er die Barrels mit amerikanischem Fett und die Gefrierfleischschinken bestellt, über die er sonst seine kleinen Späße zu machen pflegte, und als er fertig ist, steht er auf und verläßt das Zimmer vor Susanne.

Dann bekommt sie ihn den ganzen Tag nicht wieder zu sehen.

Susanne lacht sich scharf aus, als sie entdeckt, daß sie auf eine Freundlichkeit von dem fetten Herrn wartet. Sie schreibt ihre Briefe sorgfältiger als sonst, obgleich es jetzt ziemlich warm wird und die Sonne oben an der Brandmauer wild glutet und in dem Zimmerchen der Privatsekretärin eine dumpfe, schwüle Luft schafft, die Susanne schlapp macht und gleichgültiger, als sie sonst gegen diesen wunderlichen Umschwung gewesen wäre.

Die Stenotypistinnen sehen alle drei aus wie kranke Fliegen, aber sie hören nicht auf, mit Blicken nach ihr zu stechen; neuerdings fängt auch der fünfzehnjährige Stift an, ihr kleine Dienste zu weigern oder zu vergessen.

Als dieser Zustand acht Tage dauert, geht er Susanne so auf die Nerven, daß sie nun ihrerseits beginnt, morgens eine halbe Stunde zu spät zu kommen, Arbeiten hinauszuschieben und ihren Chef mit schnöder Kürze zu behandeln.

Dreimal ist sie schon zu Petersen ins Privatkontor gerannt, um ihn einfach zu fragen, was dieses alles bedeuten soll, aber wenn er dann nicht sofort zur Stelle war, dann wurde sie wieder unsicher, ein Zustand, in dem sie sich noch nie befunden hat und der sie sehr nervös macht.

Wenn sie Maura noch hätte, dann würde sie jetzt mit ihm über die Möglichkeit eines neuen Stellungswechsels sprechen. Aber sie hat Maura nicht mehr. Sie hat keinen Menschen. Ihre Wirtin ist eine beschränkte Frau der mittleren bürgerlichen Kreise, die einen unerklärlichen, aber heftigen Haß gegen sie zu hegen scheint. Die beiden Söhne begrüßen sie beflissen, aber mit einer gewissen erzwungenen, affektierten Dreistigkeit, die ihr dumm und unangenehm zugleich ist. Sie kommen nicht in Frage.

Nachdem sie zehn solcher Tage, an denen Stunde an Stunde sich öde und freudlos klebt, und zehn ähnliche Abende erlebt hat, die sie in Kinos und Kaffeegärten an der Alster totschlägt, und an denen sie immer härter mit den Gaukelbildern von Deauville und Paris zu kämpfen hat, kommt kurz vor Kontorschluß der deutsche Vertreter einer amerikanischen Konservenfabrik zu ihr ins Zimmer und bittet sie, ihm einen Brief zu schreiben, zu dem Herr Petersen seine Erlaubnis gegeben hat.

Dieser Herr Lüdemann ist eine angenehme Erscheinung. Er hat ein glattes, nicht mehr ganz junges Gesicht, ist mit Sorgfalt gekleidet und spricht in einem gewandten, etwas nasalen und nachlässigen Tonfall, dem man wohl anhören soll, daß er die ganze Welt kennt und daß diese ganze Welt ihm nicht imponieren konnte. Nur seine braunen Augen mag Susanne nicht, sie sind ihr zu blank und grell.

Während sie schreibt, was er langsam in die Maschine diktiert, fühlt sie diese blanken Augen an sich herumwandern. Zweimal ertappt sie ihn auf seiner Musterung, aber dann sieht er plötzlich vollkommen harmlos und uninteressiert aus.

Während sie den Briefumschlag schreibt, lehnt er sich in seinem Stuhl zurück und schlägt ein Bein über das andere. Der Fuß in dem eleganten Schuh wippt spielend hin und her. „Mögen Sie eigentlich hier sein, Fräulein Vandenberg?"

Susanne hebt ihr Gesicht, das matt von der Hitze und ganz leer nach den quälenden Tagen ist. Sie zuckt die Achseln, eine Antwort gibt sie nicht.

Lüdemanns grelle Augen verlieren ihre zur Schau getragene Hamlosigkeit. „Ich mache keine Konversation, mein Fräulein: ich frage aus einem bestimmten Grund. Sind Sie hier zufrieden? Wieviel Gehalt bekommen Sie?"

„Warum fragen Sie?"

Lüdemann lächelt mit dem glatten Gesicht, das so gut rasiert ist. „Wer eine Frage mit einer Gegenfrage beantwortet, fühlt sich unsicher. — Sie brauchen nicht zaghaft zu sein. Was wir hier sprechen, bleibt unter uns. —Würden Sie Ihre Stellung aufgeben?"

„Ja!" stößt Susanne rücksichtslos hervor.

„Begreiflich. Ich dachte es mir. Langweiliges, unfreundliches Kontor. Sie können etwas Besseres beanspruchen."

(Fortsetzung folgt.)

O diese Graphologen!

Etwas wie eine Ironie von Herbert Leisegang.

Da liegt sie vor uns in den Magazinen, unsere neue Leidenschaft! Das Kreuzworträtselraten ist tot (oder windet sich jedenfalls in letzten Zuckungen), Handschriftdeuterei wird modischer Zeitvertreib, wird dernier cri. Nun meinen Sie, ein Aufatmen gehe durch die Menschheit, Sie träumen sich wohl gar genießerisch in selige Vor-Kreuzworträtselzeiten zurück, glauben vielleicht, die paradiesische Ungestörtheit kehre wieder, wo Sie noch nachmittags eine Tasse Kaffee zu sich nehmen konnten, ohne in der fortwährenden Gefahr zu leben, daß Sie in der nächsten Minute von einem mit der Rätselecke fanatisch ansausenden Familienmitglied überrumpelt werden, sich über einen Erzvater oder himmlischen Posaunenbläser mit sechs Buchstaben den Kopf zu zerbrechen? Ihr, die ihr aufatmet, laßt alle Hoffnung fahren! Der neue „Schrei" ist ebenso markdurchdringend; ach was sage ich, ist fürchterlicher, gräßlicher, der abgefeimteste Angriff auf Nerven und Gehirn, wie ihn kein Caliban ersinnen konnte. Vorbei sind die Zeiten, wo ein Balzac seinen Schülern raten konnte: Schreibt fleißig Liebesbriefe, ça forme le style! Was heißt Stil? Das angebetete Mädchen entnimmt gemächlich dem Bücherschrank einen Folianten von beängstigendem Format, in dem mit der Genauigkeit eines „summa cum laude" promovierten Philologen die erlesensten Handschriften zusammengetragen sind, um dich mit Hilfe dieses elenden Schmökers als den bedenklichsten Ehrenmann zwischen beiden Weltpolen zu entlarven. Und das trotz deinem Stil, den blumiger selbst der höflichste aller Chinesen nicht gestalten konnte.

Du stellst einen Volontär ein. Nach drei Tagen fliegt er wegen Untauglichkeit wieder auf die Straße. Schon naht sich mit gewichtigem Schritt der Handschriftdeuter, untersucht mit einer ungeheuer beachtlich aussehenden Lupe die Runen des Delinquenten, prophezeit ihm aus dem I-Punkt eine bevorstehende Bruchbildung, analysiert aus dem „B" einen heimlichen Selbstmordversuch, der diesem Schurken mit 18 Jahren leider mißglückt war, ja, klagt ihn aus dem Grundstrich des „A" der schmählichsten Kulturschande von heute an: Die Nachbarn durch raffinierte Rückkopplungsgriffe und die sich daraus ergebenden Pfeiftöne bei der letzten Opernübertragung mit schamlosem Wohlbehagen in Schreikrämpfe versetzt zu haben. Und folgert so aus diesem und jenem, daß der Kerl für dein Geschäft das ungeeignetste Individuum gewesen ist, auf das schon seit Jahren der „elektrische Stuhl" sehnsüchtig warte; hält dir wissenden Lächelns mit diesem Spruch, der sich seinem orphischen Munde entwindet, die Tafel mit dem Eselskopf um den Hals, daß ausgerechnet du auf dieses volontierende Monstrum hereinfallen mußtest.

Nenne mir eine mißglückte Ehe, deren Schiffbruch nicht der Schriftdeuter wie ein anderer Seher Theiresias aus der Wahl einer Gold- oder Kugelspitzfeder vorausgesagt hätte.

Ich wage mich nicht mehr auf die Straße. Bei jedem Hutgriff vor einem Bekannten, der ein Autogramm von mir besitzt — sei es, weil er mir beim Legen seiner Hochantenne ein Loch in meinen Dachboden getreten hat, sei es, weil er mir das ihm in der Inflation gepumpte Geld nicht aufwerten will —, knicke ich unter dem Bewußtsein zusammen: Der weiß was von mir!

Ja, als mir neulich meine Braut „von fachmännischer Seite unterrichtet" meine Briefe postwendete und mich zu meinem maßlosen Erschrecken mit einigen heimlichen Lastern bekannt machte, denen rettungslos zu fröhnen man mir aufoktroyierte, da sah ich, um nicht in aufdämmerndem Verfolgungswahnsinn zu enden, die letzte Rettung darin, selbst zwei dieser dämonischen Sherlock Holmes' um mein in der Geschichte schwankendes Charakterbild zu befragen. So sandte ich ihnen mit der zierlichsten Sonntagsnachmittagshandschrift eine eigenhändige Abschrift des nicht gerade tiefsinnigen Poems ein:

„Mein Papagei frißt keine harten Eier,
Nein, harte Eier frißt er nicht . . ." usw.

Umgehend traf die Antwort ein, daß

1. Schönheitsschrift als Ausdrucksmittel der der Handschrift innewohnenden Charakteristik ungeeignet,

2. ein solches Gedicht wegen seiner Unpersönlichkeit nicht genügend, daß vielmehr ein zwanglos geschriebener Brief einzusenden,

3. im übrigen der Betrag von einer Mark im voraus zu entrichten sei.

So schrieb ich denn meinen zweiten Brief mit den Allüren eines Großmoguls, orakelte dunkle sibyllinische Sprüche in die Welt hinein, die ich gleich der auf dem Dreifuß sitzenden Pythia selber nicht verstand. Das Ergebnis war über alle Maßen überraschend: Befähigt mit den edelsten Gaben eines Dichters (eines Dichters sogar, der ein Künstler ist), wollte es mein unglückseliges Schicksal, daß ich vor den meine Ergüsse prüfenden (und leider auch richtenden) Redakteuren ein verkanntes, elendiges Scheindasein zu führen verdammt sei. Ich jubelte auf, es gab doch noch einen Menschen, der an meinen Genius glaubte, einst würde die Zeit kommen, wo mir die Welt wie einem anderen Stendhal den Dichterlorbeer streute, langsam begann sich in mir eine Wandlung zum begeisterten Anhänger der ehemals so verlästerten graphologischen Kunst vorzubereiten.

Mitten unter dieser Vorbereitung stürzte mich die Antwort des zweiten Graphologen aus den süßen Armen der himmlischen Muse brutal in mein profanes Dasein zurück: Nüchtern, nicht gerade unbedeutend, aber guter Durchschnitt, juste milieu, rechnend, in kleinen Anschauungen befangen (d. h. aus dem Graphologischen ins Christliche übersetzt: ein besserer Idiot), das waren die Prädikate, die meine Zornesader schwellen ließen.

Und dabei hatte ich nur einen Brief eingesandt, in dem ich mit derselben göttlichen Dichterhand meinen Lieferanten um Zahlungsverlängerung der letzten Staubsaugerrate gebeten hatte.

Der Beelzebub schütte die Schwarzkünstler, diese teuflischen Hexeriche, im und mit dem Bade aus; ich kaufe mir eine Schreibmaschine.

Ich werde „Opernmitglied" . . .

Von Baron M.

Ein russischer Emigrant plaudert hier über seine Erlebnisse als Opernstatist.

Als ich in meiner glänzenden Gardeoffizieruniform in der ersten Reihe der Kaiserlichen Hofoper in St. Petersburg saß, hätte ich mir es nicht träumen lassen, daß ich einst auf diesen Brettern, die, um ein Wort Schillers zu gebrauchen, die Welt bedeuten, selbst, und zwar als Statist, umherstolzieren würde. Ich habe die gewöhnliche Karriere eines russischen Emigranten hinter mir — bin Kellner, Portier, Chauffeur, Straßenverkäufer und Filmstatist gewesen. Als ich — wegen des siegreichen Vordringens des Tonfilms — wieder einmal arbeitslos war, gab mir ein guter Bekannter den Rat, einen Beruf zu ergreifen, der mir, nachdem ich längere Zeit Filmstatist gewesen bin, einigermaßen naheliegt, und mich als Opernstatist zu versuchen. Auch diese Stellung zu bekommen war nicht so leicht, und es dauerte eine geraume Zeit, bis ich den allmächtigen Regisseur, von dem mein Schicksal abhing, nach vielen vergeblichen Versuchen endlich erwischen konnte. Der Allmächtige musterte mich mit einem kritischen Blick, und nach einer kurzen Besprechung war ich engagiert, allerdings nicht für jeden Abend, sondern nur für Opern mit sogenannten „großen Aufzügen".

Das Opernhaus, hinter den Kulissen gesehen, ist eine richtige Fabrik der Illusionen. Alle Wunder, die uns, vom Parkett aus betrachtet, in Atem halten, naturgetreue Wolken, Gewitter und Sturm, Sonnenschein und Wasserfälle, werden von Maschinen erzeugt. Die Quelle der Opernszenerie ist ein riesiger Maschinenraum. Man sieht Turbinen, unzählige Hebel und Röhren, genau wie in jedem anderen Kraftwerk. Die Bühne selbst ist ein gigantischer Fahrstuhl, der mit Leichtigkeit in der Versenkung verschwindet oder in die Höhe geht. Die herrlichen Paläste und Berge sind in der Nähe miserabelste bemalte Pappe und Leinwand. Alle Mitwirkenden, von dem ersten Tenor und der Primadonna bis zum letzten Statisten, betrachten, nachdem der erste Eifer verflogen ist, ihre künstlerische Tätigkeit als

eine schwere und oft langweilige Arbeit. Das heilige Feuer, das das Publikum entzückt, wird meistens nur vorgetäuscht. Statisten und Choristen, die jahraus, jahrein immer in denselben Werken mitwirken, haben die Oper reichlich satt und sind froh, wenn irgendein Zwischenfall den grauen Opernalltag belebt. Auch ich verfiel bald nach meinem Dienstantritt dieser Stimmung. Einmal stand ich als „Thüringer Ritter" in König Heinrichs Gefolge im „Lohengrin". Der erste Akt dauert eine Stunde, und es ist nicht leicht, diese ganze Stunde stehend zu verbringen. Während des Kampfes zwischen Lohengrin und Telramund geschah es nun, daß der allzu eifrige Telramund seinem Gegner einen richtigen Schwertschlag ins Gesicht versetzte. Der arme Lohengrin blutete aus der Nase und sah erbärmlich aus. Er hielt die ganze Zeit ein Taschentuch vor das Gesicht und flüsterte „Schnell ein Pflaster". Ein Chorist ging unbemerkt hinaus und besorgte dem Schwanenritter ein Pflaster, das sich Lohengrin unbemerkt auf die Nase aufklebte. Das Publikum hatte von dem Vorfall nichts bemerkt.

Ein anderes Mal hörte ich im „Tannhäuser", wie der Tenor im zweiten Akt während des großen Ensembles plötzlich mit Entsetzen ausrief: „Donnerwetter, Donnerwetter, ich habe die Worte vergessen". Ein Kollege, der neben ihm stand, hatte die Geistesgegenwart, ihm zuzuflüstern: „Macht nichts, sing', was du willst, man versteht die Worte im Ensemble ja doch nicht". Der Tenor sang nun statt der ihm von Wagner vorgeschriebenen Textworte einen furchtbaren Blödsinn, und zwar: „Einszweidrei, vier, fünf, sechs, die Worte, die schönen Worte habe ich vergessen". Wir alle, die wir in seiner Nähe standen, krümmten uns vor Lachen. Das Publikum aber war von dem gewaltigen Ensemblefinale hingerissen und spendete nach Abschluß frenetischen Beifall.

Als ich einmal in „Margarethe" von Gounod als Soldat des zurückkehrenden Heeres beschäftigt war, stand ich in der Kulisse, um das schöne Liebesduett des Gartenaktes, meine Lieblingsnummer noch aus der Jugendzeit, zu hören. In den Pausen des Zwiegesanges murmelte Margarethe, sich an ihren Partner zart anschmiegend, mit boshafter Stimme: „Brüllen Sie nicht so, Sie überschreien mich, man kann meine Stimme nicht hören". Darauf erwiderte Faust: „Quatschen Sie nicht so dämlich, Sie bringen mich ganz und gar aus der Fassung". Im nächsten Augenblick gab der Kapellmeister das Einsatzzeichen, und beide Stimmen vereinigten sich in einem süßschmelzenden Liebesgesang.

Wie oft passierte es, daß Leute, die sich nicht leiden können, als Freunde und Verliebte auf der Bühne auftreten mußten! Intrigen, Neid und Konkurrenz im Leben — geheuchelte Liebe und Freundschaft auf der Bühne. Wie oft, während ich als Statist auf der Bühne stehe, jagen mir die unmöglichsten Gedanken durch den Kopf. Vor kurzem trat ich in einer Oper auf, die in Venedig spielt. Ich stand auf einem zusammengezimmerten Markusplatz. Den wirklichen habe ich in meinen besseren Tagen selbst öfters bewundert. Wie wenig ähnlich diese elende Dekoration der Pracht des echten Markusplatzes entspricht, dachte ich, von Langeweile gequält. Meine Kollegen erzählten sich inzwischen Witze. Im tragischsten Augenblick einer Auseinandersetzung auf der Bühne konnte ich beim Anhören der Witze kaum das Lachen verbeißen.

Sehr ermüdend und anstrengend sind die Proben. Es ist komisch, Opernhelden inmitten der aufgestellten Dekorationen in Straßenanzügen, aber mit einigen Requisiten bewaffnet, zu sehen. Rigoletto im Cut, mit der Narrenkappe auf dem Kopf und mit der Klapper in der Hand, ist ein komischer Anblick. Ich dachte mir dabei, die Versuche, dem modernen Zuschauer die Oper durch ihre Verlegung in die Gegenwart näherzubringen, was manche Regisseure versuchen, müssen unbedingt fehlschlagen.

Der bleibt ein armseliger Halbmenschkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrtümern Vorurteilen, Leidenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiß.

Jahn.



Bunte Chronik



*** Eigenartiger Harem.** In der rumänischen Stadt Jassy machte kürzlich die Polizei eine bewunderungswürdige Entdeckung. In dem Dörfchen Rezina am Pruth hatte sich nämlich eine eigeanrtige Sekte gebildet. Die Mitglieder nannten sich Inocentisten und ihr Patriarch hatte einen waren Harem gegründet mit einem Eunuchen als Wächter. Ihre „Kapelle" befand sich unter der Erde, wo die einfältigen Dorfbewohner in heiliger Andacht wahre Orgien feierten. Die Sekte hatte 50 Mitglieder, von denen 40 Frauen waren. Der Vorsitzende war ein ehemaliger Gendarm, den man Apostel nannte. In dem Keller eines Wohnhauses kam man zusammen. Die 12- bis 17jährigen Damen waren fast nackt und während eines phantastischen Tanzes mit den männlichen Mitgliedern wurden ihnen auch die letzten Reste der Bekleidung vom Leibe gerissen. In leidenschaftlicher Verzückung wurde getanzt, bis man zur Erde fiel. In diesem Augenblick erschien auch der Apostel, und unter allerlei Zeremonie feierte man Orgien bis zum frühen Morgen. Alles geschah unter religiösen Formen, und als die Polizei sich einmischte, sprachen die Teilnehmer fanatische Bekenntnisse aus, überzeugt von der Heiligkeit ihres Tuns. Der Apostel sagte aus, daß Gott sein Vater und die heilige Jungfrau seine Mutter sei. Er habe bereits Kranke geheilt. Aber die Polizei war anderer Meinung, sie stellte fest, daß durch dieses fanatische Treiben manches Familienleben zerstört, manches junge Mädchenglück vernichtet worden war und machte dem Treiben ein Ende.

*** Greta Garbo aus Seife.** In Newyork wurde eine ziemlich eigenartige Ausstellung eröffnet, und zwar wurde dort eine Sammlung aus Seife hergestellter Plastiken ausgestellt. Preise in Höhe von 30 000 Dollar sind für die besten Seifenplastiken ausgeschrieben worden. Aus allen Staaten Amerikas, aus Kanada und sogar aus einigen Ländern Europas und Asiens sind Stücke eingetroffen. Insgesamt sind es 4911 verschiedene kleine Seifenplastiken. Die berühmtesten Denkmäler der Architektur, vom römischen Kolosseum bis zum größten Newyorker Wolkenkratzer wurden in kleinen Seifenmodellen nachgeahmt. Auch Köpfe berühmter historischer Persönlichkeiten und bekannter Zeitgenossen sind aus Seife modelliert worden. Das größte Aufsehen erregen zwei Frauenköpfe: der ägyptischen Königin Kleopatra und der Filmschauspielerin Greta Garbo. Die Aufnahme des Seifenkopfes Greta Garbos in die Ausstellung beweist ihre große Popularität.

*** Das verhängnisvolle Schwert des Samurai.** In Schimidzu-mura in Japan fiel durch Zufall ein Samuraischwert, eine Waffe der alten Ritterzeit, in die Hand des Bauern Tamamoto Totaro. Der Anblick der Waffe brachte diesen in eine furchtbare Erregung. Er packte das Schwert, hieb damit wild um sich, tötete seine Frau und stürzte auf seine fünfzehnjährige Tochter los. Die flüchtete aufs Feld. Der Vater rannte hinter ihr her, bis es einem Nachbarn gelang, ihn durch Beinstellen zu Fall zu bringen. Der Mann mit dem Schwert verwundete bald auch den dritten Menschen. Dann lief er schreiend und schlagend in den Wald. Man fand ihn nach Tagen abgemagert und mit irren Blicken unter einem Baum sitzend, wie er Beeren verzehrte, die er im Walde gepflückt hatte.

Lustige Rundschau



*** Seine Ahnung.** Pinke will Selbstmord begehen. Mitten im kalten Winter. Pinke legt ein Paket auf die Brücke und springt mit einem kühnen Satz in die eiskalten Fluten. Rettungsmannschaften bringen ihn an Land und lassen ihn vorsichtig auf den Boden nieder. Deutet Pinke auf das Paket. „Ah, wohl Ihre letzte Verfügung?" meint einer und greift danach. „Nee", klappert Pinke mit den Zähnen, „mein Frottierhandtuch!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg